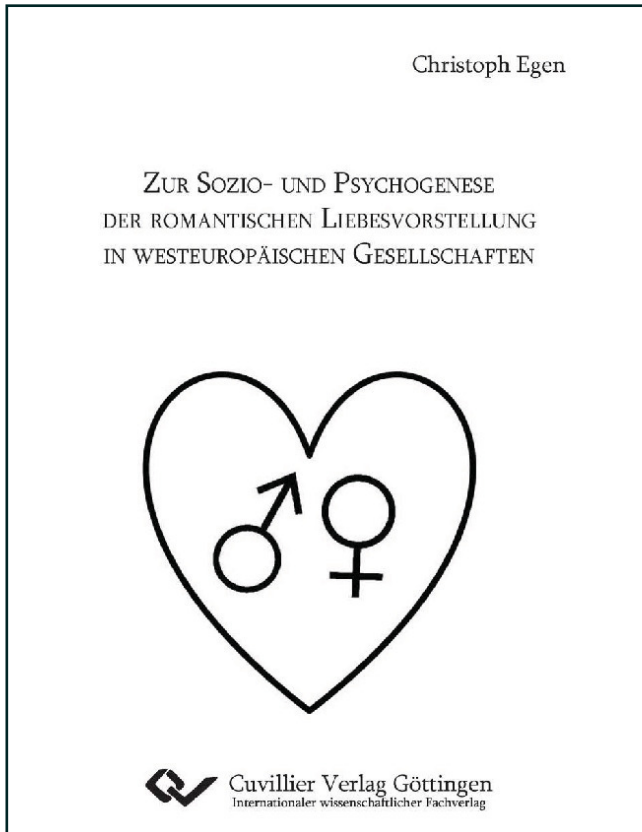




Christoph Egen (Autor)
**Zur Sozio- und Psychogenese der romantischen
Liebesvorstellung in westeuropäischen
Gesellschaften**



<https://cuvillier.de/de/shop/publications/913>

Copyright:

Cuvillier Verlag, Inhaberin Annette Jentsch-Cuvillier, Nonnenstieg 8, 37075 Göttingen,
Germany

Telefon: +49 (0)551 54724-0, E-Mail: info@cuvillier.de, Website: <https://cuvillier.de>

2. Gefühle und Gesellschaft

Die meisten wissenschaftlichen Richtungen verwenden unterschiedliche Definitionen für ein und dasselbe Phänomen. So sind in vielen Fällen Gefühle, Emotionen und Affekte identisch. Elias und Ciompi zum Beispiel sprechen größtenteils von Affekten.¹⁰ Hierauf muss explizit hingewiesen werden, da in der Umgangssprache »Affekt« mit einer sofortigen, meist unkontrollierten Reaktion verbunden ist und unter Emotion eher das damit verbundene Gefühl assoziiert wird.¹¹

Affekte sind ein Forschungsfeld, durch das sich Soziologie, Psychologie und Biologie miteinander verknüpfen. Ciompi schlägt aus diesem Grund ein ganzheitliches Modell der Affekte vor. Denk-, Empfindungs- und Verhaltensmuster sind auf Engste miteinander verbunden, auch wenn Affekte in unserer Kultur für alles Denken als störend empfunden werden (vgl. Ciompi 2003: 62). Die Gehirnforschung hat inzwischen wissenschaftlich bestätigt, dass sich das neuronale Denk- und Fühlzentrum ständig gegenseitig beeinflussen:

»Unter anderem bekommen sämtliche einlaufenden Sinnesreize in den Mandelkernen (amygdalae) des sogenannten limbischen Systems – dem zentralen emotionsregulierenden Hirnbereich – obligat eine kontext- und erfahrungsabhängige emotionale Färbung, welche in der Folge die Art und Weise, wie Wahrnehmung gespeichert, reaktiviert und mit anderem Inhalt verknüpft werden, in hohem Maße bestimmt« (Ciompi 2002: 16f.).

Dieser Befund lässt darauf schließen, dass es ein affektfreies Denken überhaupt nicht geben kann (vgl. ebd.: 17). So entsteht etwas, das Ciompi als Affektlogik beschreibt: Sind wir traurig, verliebt oder wütend, so richtet sich unser ganzes Denk-, Empfindungs- und Verhaltensmuster darauf aus, so dass wir entweder alles als niederschmetternd empfinden oder alles »rosa« sehen oder in allem und jedem etwas iden-

¹⁰ Für Ciompi stellt »Affekt« den Oberbegriff über alle gefühlsartigen Erscheinungen – ob bewusste oder unbewusste – dar (vgl. Ciompi 2002: 18). Norbert Elias macht in seinem Buch »Über den Prozeß der Zivilisation« noch keine Unterscheidung zwischen Affekt und Emotion. In seinen späteren Schriften spricht er überwiegend von Emotionen.

¹¹ Dass Affekte als relativ unkontrollierte, spontane Verhaltensweisen in der Umgangssprache angesehen werden, liegt auch an gesetzlichen Urteilen, in denen »Affekthandlungen« mildernd beurteilt werden, da diese nicht von langer Hand geplant sind.

tifizieren, das uns wütend macht. Je nach affektiver Stimmung konstruiert man eine Wirklichkeit, die zu der Stimmung passt, und nicht nur die Gegenwart und die unmittelbare Zukunft erscheint in dieser Stimmung, auch die Vergangenheit wird dann durch jene »Gefühlsbrille« gesehen. So werden bei einem Ehestreit, ganz nach der Wutlogik, vor allem negative Erfahrungen in Erinnerung gerufen und dem Partner vorgeworfen (vgl. ebd. 24ff.).¹² Eine wesentliche Eigenschaft von Emotionen ist folglich das Einsetzen und Aufrechterhalten von Motivation. Aus Liebe zu einer anderen Person unternehmen wir alles in unserer Macht stehende, um eine größtmögliche Wirkung zu erzielen, um diese Person zu gewinnen und aus Liebe zum Vaterland gingen und gehen immer noch viele Menschen bis in den Tod (vgl. Zimbardo et al. 2004: 558). Daneben dienen Emotionen auch als Selektionsmechanismus für Entscheidungen. Bei der alltäglichen Informationsüberflutung helfen sie uns mal mehr, mal weniger bewusste Entscheidungen zu fällen.

Emotionen dienen dem Wohl des Einzelnen sowie dem der jeweiligen Gesellschaft: So bedingt Liebe zwar das persönliche Glück, Wut verteidigt uns gegen Verletzungen und Kränkungen durch andere und Furcht schützt uns vor Gefahren. Gleichzeitig haben diese Emotionen eine ebenso wichtige soziale Funktion: Liebe bildet heute in der Regel das Fundament für die Ehe, die für die Kindererziehung eine wesentliche Rolle spielt, Wut unterstützt die Gruppennormen, indem sie diejenigen bestraft, die sie verletzen. Furcht bestätigt die Gruppenzugehörigkeit, indem sie gesellschaftlich definierte reale oder symbolische Gefahren bestätigt (vgl. Averill und Nunley 1993: 24).¹³

¹² Durch die Affektlogik ist es möglich, dass Menschen besser mit Situationen umgehen können. Der Ehestreit zum Beispiel verdeutlicht dies. Die Trennung von einer geliebten Person ist besser verkraftbar, wenn scheinbar offensichtliche Gründe für die Trennung stärker ins Bewusstsein dringen als solche, die dagegen sprechen würden. Die vielleicht heftigeren Verlust- und Trauergefühle werden so durch Wutgefühle überdeckt.

¹³ Das sogenannte Thomas-Theorem verweist bereits auf das Problem sozial konstruierter Gefahren: »If men define situations as real, they are real in their consequences«, auf Deutsch: »Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real«. Wenn eine Situation subjektiv erfahrbar ist, so ist sie folglich real.

Diese (Doppel)Funktion lässt vermuten, dass, wenn sich im Laufe der Geschichte der gesellschaftliche Kontext ändert, sich auch das entsprechende Gefühl der Einzelnen verändern wird.

Kinder lernen eine bestimmte Vorstellung über die romantische Liebe, bevor sie die emotionale Erfahrung selbst machen:

»So sehen Kinder westlicher Kulturen viele Darstellungen romantischer Liebe in den Medien, [...] die in den Kindern eine klare Vorstellung über romantische Liebe wecken. Diese Vorstellungen fungieren als Bewertungsgrundlage, die emotionale Erfahrungen des Verliebtseins im späteren Leben strukturieren« (Ratner 1999: 252).

Die Frage, die sich nun anschließt, ist die nach der Aneignung von Gefühlen und dem Verbindungsmoment von Affekt und Kognition, von Gefühl und Denken.

Angst zum Beispiel ist ein Gefühl, das jeder Mensch kennt und das jeder identifizieren kann, obwohl es ebenfalls der kulturellen Formung unterliegt. Hört ein Säugling einen lauten Knall, so reagiert er in der Regel darauf mit einem Verhalten, das aus unserer Sicht mit Angst verbunden ist. Über Kommunikation – und das schließt den Körpereinsatz der Betreuungsperson mit ein – wird dem Säugling vermittelt, dass er keine Angst zu haben braucht, da es sich um diese oder jene Geräuschquelle handelt, die nicht gefährlich ist. Begriff und Gefühl werden untrennbar miteinander verbunden. Das Kind lernt einen bestimmten Körperausdruck der Bezugsperson(en) mit dem Wort »Angst« zu verbinden, das in solchen Situationen immer wieder fällt (vgl. Engelen 2007:14). Hier ist es möglich Bion's Container-Contained-Modell anzuwenden; dieses Modell beschreibt den emotionalen Interaktionsprozess zwischen Betreuungsperson und Kind, thematisiert das Erfassen und Zuordnen von Gefühlszuständen (vgl. Lüders 1997: 85ff.). Für den Säugling sind zuerst einmal alle Sinneseindrücke konfus, sie können nicht zugeordnet werden, es sind quasi »unverdauliche« Eindrücke. Durch projektive Identifizierung – die die früheste Kommunikation eines Menschen darstellt – projiziert das Kind seine Gefühle über Schreien, Zappeln und Ähnliches in seine Bezugsperson. Das Kind erlebt in der Regel – zumindest in West-

europa – eine Bezugsperson, die seine Angst machende Notlage in etwas Erträgliches wandelt, die Notlage benennt und dem Gefühl einen »Namen« gibt (vgl. Lüders 1997: 91). Erst dadurch werden die Gefühlszustände dem Denken, der Reflexion zugänglich gemacht und erhalten so ihre jeweilige Bedeutung. Über emotionale Fremdregulation eignet sich das Kind also mehr oder weniger unbewusst an, wann ihm welche Reaktion, folglich auch welche Gefühle zugestanden und mit welchen Begriffen diese bezeichnet werden (vgl. Engelen 2007: 33).

Das kulturelle Muster begrenzt das Spektrum der möglichen emotionalen Erfahrungen, indem »es Vorgaben über Formen des Erlebens und des Ausdrucks, über die situative Angemessenheit einer Emotion macht und auch darüber, welches ›Image‹ eine Emotion hat« (Lenz 2006: 214). So sind in einigen Gesellschaften bestimmte Emotionen negativ und in anderen positiv konnotiert.

Reize verursachen ein Verhalten beim Säugling, auf das die Betreuungsperson entsprechend der kulturellen Muster reagiert. Der Säugling wiederum verleiht sich dieses Muster ein, das sein Denken, Fühlen und Handeln weiter wechselseitig strukturiert und zu einem integrativen Bestandteil seiner Persönlichkeit wird. Vygotskij fasst diesen Integrationsprozess folgendermaßen zusammen:

»Die kulturellen Verhaltensformen entstehen nicht einfach wie eine bestimmte Fertigkeit. Vielmehr werden sie, weil sie neue Beziehungen in der Persönlichkeit schaffen und deren Struktur völlig verändern, ein nicht wegzudenkender Teil derselben« (Vygotskij 1992: 210).

Alle Beziehungen – also auch die zu unbelebten Gegenständen – sind mehr oder weniger emotional besetzt. Häufig schwächen sich die emotionalen Regungen bei der Wahrnehmung eines vormals stark emotional besetzten Gegenstandes im Laufe der Entwicklung ab, da das Wissen darum zur Routine wird beziehungsweise die ehemals damit verbundenen Emotionen immer mehr aus dem Bewusstsein verdrängt werden. So ist die hohe Emotionalität eines kleinen Kindes, wenn es zum Beispiel das Wort »Tisch« das erste Mal hört und vor allem das erste Mal selbst aussprechen kann,

in späteren Jahren kaum mehr erkennbar. Dies hängt einerseits damit zusammen, dass die Eltern das Kind zur Emotionalität auffordern, aber die Bedeutung von »Tisch« in dieser Gesellschaft eben nicht so hoch ist wie die der Wörter »Bruder«, »Mutter« etc. und andererseits, dass durch den Prozess der Gewohnheit ursprünglich intensive Emotionen zunehmend unbewusst werden (vgl. Ciompi 2002: 28). Eine zu hohe Emotionalität würde die Kommunikation zwischen Menschen erschweren.

Über die gesamte Breite der Kommunikation wird von Anfang an, und das schließt auch die vorgeburtliche Prägung mit ein, dem Kind »Bedeutung« vermittelt. Und diese »Bedeutung« entspricht keineswegs irgendeinem Universalgesetz, sondern ist immer zeit- und gesellschaftsspezifisch. Das heißt, die Bedeutungszuweisung hängt mit der jeweiligen Funktion der Beziehung während einer bestimmten Epoche in einer bestimmten Gesellschaft zusammen. So ist die Bedeutung von Liebe in unterschiedlichen Gesellschaften diametral entgegengesetzt: südamerikanische Yanomamo-Frauen messen die Liebe ihres Mannes zu ihnen scheinbar an der Häufigkeit der Schläge und Brandmale, die er ihnen zufügt (vgl. Ratner 1999: 252). »Liebe drückt sich bei diesen Frauen augenscheinlich durch physischen Schmerz aus, der nach unseren Vorstellungen normalerweise ein Fluch für die Liebe darstellt« (ebd.). Auf den Trobriandinseln dürfen Heranwachsende miteinander schlafen, vorausgesetzt, dass sie nicht ineinander verliebt sind; es würde den Anstand stark verletzen, wenn Liebende miteinander schliefen (vgl. Taylor 1977: 20). Bei den Menschen auf Mangaia hat der Geschlechtsverkehr Vorrang vor der zärtlicher Zuneigung: »Aus geschlechtlicher Intimität kann sich persönliche Zuneigung entwickeln – das genaue Gegenteil zur Idealvorstellung westlicher Gesellschaften« (Harris zitiert in Oesterdiekhoff 2000: 340).

Auch wenn man solche Beispiele mit Vorsicht genießen sollte, verweisen sie dennoch auf Unterschiede in den Liebesvorstellungen, die innerhalb verschiedener Gesellschaften vorherrschen; und diese Vorstellungen werden im kulturellen Kontext erlernt.

»Kultur fungiert dabei als Rahmen, innerhalb dessen emotionale Erfahrung organisiert, »etikettiert«, klassifiziert und interpretiert wird. Kulturelle Rahmenbedingungen bezeichnen und bestimmen das Gefühl, begrenzen seine Intensität, spezifizieren die damit verbundenen Normen und Werte und liefern Symbole und kulturelle Szenarien, die das Gefühl gesellschaftlich kommunizierbar machen« (Illouz 2007: 28f.).

Menschen verfügen also von Natur aus über Emotionen. Wann und wie Emotionen empfunden und ausgedrückt werden, wird vom Einzelnen im Laufe der Psychogenese erlernt und ist somit zeit- und gesellschaftsspezifisch.

Entscheidend ist, dass Menschen die Art und Weise ihres Zusammenlebens, ihrer Trieb- und Emotionsregulierung unbewusst erlernt haben und als die natürliche ansehen, obwohl sie diese wie die Sprache, das Laufen, die Art und Weise des Schlafens etc. aus dem gesellschaftlichen Wissensfundus übernommen haben.

Die Art und Weise des Zusammenlebens von Mann und Frau ist durch das Triebverlangen und dessen gesellschaftliche Regulierung geprägt, die nicht nur das Triebverhalten in gesellschaftlich gewünschte Bahnen lenkt, sondern auch den begleitenden emotionalen Überbau zur Verfügung stellt.

Obwohl die heutigen Gefühlsnuancen vermutlich ein hohes individuelles Niveau erreicht haben, gibt es also kollektive Muster, die den Rahmen der Möglichkeiten vorgeben. Und diese kollektiven Muster sind die Vorstellungen, die die spätere Erfahrung vorstrukturieren. Über die Vorbildfunktion der Eltern als gesellschaftliche Repräsentanten sowie die Art und Weise der Erziehung werden von Anfang an Vorstellungen von dem geprägt, was romantische Liebe zu sein hat. Wenn Kindern beispielsweise jeden Abend Geschichten und Märchen vorgelesen werden, in denen die romantische Liebe eine Rolle spielt, so ist zu vermuten, dass sich eine Erwartungshaltung der Kinder einstellt, die solche Gefühle provoziert. Diese tradierte Vorstellung ist es, nach der sich die individuellen Gefühlsnuancen entwickeln.